
Macht wachsender Wohlstand glücklich?

Rezension von: Joachim Weimann,
Andreas Knabe, Ronnie Schöb,
Geld macht doch glücklich. Wo die
ökonomische Glücksforschung irrt,
Schäffer-Poeschl Verlag, Stuttgart 2012,
214 Seiten, € 29,95.
ISBN 978-3-791-03194-1.

Um einem dringenden Bedürfnis abzu-
zuhelfen, geht eine steigende Zahl von
Autoren daran, zu erforschen, wie man
das Wirtschaftswachstum beenden
könnte. Das ist freilich keine ganz neue
Erscheinung, weil die Entwicklung der
Industriewirtschaft stets von solchen
Bemühungen begleitet wurde. Das be-
ginnt mit John Stewart Mill, erfährt mit
Karl Marx einen ersten Höhepunkt, fin-
det in Werner Sombart einen akzentu-
ierten Vertreter und wird von John
Maynard Keynes zumindest gestreift.
Die gegenwärtige wirtschaftliche Stag-
nation scheint jedoch einen besonde-
ren Anreiz für solche Überlegungen zu
bieten.

Die Argumente, mit welchen das ka-
pitalistische System, das ja für perma-
nentes Wachstum steht, perhorresziert
wird, sind vielfältig. Ein zentrales liegt
jedoch in seiner moralischen Verwerf-
lichkeit, da es Verhaltensweisen provo-
ziert oder zumindest verstärkt, wie per-
manente Gier nach Mehr, rücksichtslo-
sen Wettkampf sowie Arbeit bis zur Er-
schöpfung; die materialistische Aus-
richtung deformiere den menschlichen
Charakter. Und diese Schäden erwie-
sen sich überdies als besonders ab-
surd, als in den entwickelten westli-
chen Industriestaaten zusätzliches

Einkommen nichts mehr zur Erhöhung
des Wohlbefindens beitrage.

Das widerspricht natürlich strikt der
neoklassischen Annahme, dass die
Wirtschaftssubjekte die Maximierung
des Einkommens und damit auch ihres
Wohlbefindens anstreben. Diese Po-
sition erschütterte Richard Easterlin,
indem er den empirischen –auf Basis
von Befragungen – Nachweis erbrach-
te, dass wachsendes Einkommen zwar
auch höheres individuelles Wohlbefin-
den hervorruft, dass sich aber über die
Zeit, trotz dessen allgemeiner Steige-
rung, kein solcher Effekt zeige – die Le-
benszufriedenheit bleibe konstant.

Individuelle Glücksdeterminanten

Wenn aber, so fragen die Autoren
dieses Buches, Geld nicht glücklich
mache, was dann? Hier kann man auf
die in den letzten Jahren sehr intensiv
betriebene Glücksforschung zurück-
greifen.¹ Von den individuellen Fakto-
ren sind es genetische und solche der
Persönlichkeit sowie das Alter und die
Gesundheit. Im Gegensatz zur weitver-
breiteten Vorstellung zeigt sich die Le-
benszufriedenheit nach Jahren U-för-
mig verteilt, wobei der rechte Ast noch
höher reicht als der linke. Diese Gege-
benheit wurde von den Österreichern
offenbar intuitiv erfasst, weshalb sie
mit allen Mitteln einen möglichst frühen
Pensionsantritt anstreben.

Zu den Lebensereignissen, welche
die Lebenszufriedenheit fördern, zählt
in erster Linie die Ehe. Eine glückliche
langfristige Bindung wirkt sich in vieler
Hinsicht außerordentlich positiv auf
das Befinden aus. Daher verursachen
Scheidung und Tod des Partners oft
eine dramatische Verschlechterung.
Angenehme Umweltbedingungen be-
wirken, ebenso wie persönliche und

politische Freiheit, gleichfalls positive Effekte.

Von den ökonomischen Determinanten des Wohlbefindens fällt selbstverständlich die Arbeitslosigkeit am stärksten ins Gewicht. Und zwar nicht nur die eigene, sondern häufig auch die der gesamten Bevölkerung – weil man gewärtigen muss, auch davon betroffen zu werden. Während man der Inflation keinen relevanten Einfluss zuordnen kann, gilt das wohl für die Einkommensverteilung. Die Einwohner von Staaten mit gleichmäßigem Einkommensniveau legen eine vergleichsweise hohe Lebenszufriedenheit an den Tag.

Die Möglichkeiten der Glücksforschung

Der Zweifel daran, dass steigendes Einkommen das Wohlbefinden erhöht, hat manche Regierungen veranlasst, hochrangige Kommissionen – Sarkozy engagierte vier Nobelpreisträger: Joseph Stiglitz, Amartya Sen, Daniel Kahneman und Kenneth Arrows – einzusetzen, um relevantere Maßstäbe für das Wohlbefinden der Bevölkerung auszuarbeiten, als sie das BIP vermittelt. Die Resultate dieser Bemühungen hielten sich in engen Grenzen: Sie beschränkten sich im Wesentlichen auf Vorschläge, das BIP durch weitere Indikatoren zu ergänzen und den Beitrag des öffentlichen Dienstes genauer zu erfassen. Als schließlich andere Autoren die zusätzlichen Indikatoren mit dem BIP korrelierten, zeigt sich ein enger Zusammenhang, sodass sich der ganze Aufwand als sinnlos herausstellte. Hier erwies sich die Glücksforschung als ergiebiger.

Dieser indessen schon sehr umfangreiche Zweig der Wissenschaft beruht

auf dem Prinzip einer direkten Befragung der Bevölkerung über ihre Lebenszufriedenheit, welche auf einer Skala von 0 bis 10 anzugeben ist. Freilich darf man nicht undifferenziert an deren Ergebnisse herangehen, sondern muss die verschiedenartigen Ausprägungen des Glücksgefühls berücksichtigen. Man sollte zwischen kurz- und längerfristigen Effekten unterscheiden sowie in Rechnung stellen, dass nach dem Gesetz der Psychologen Fechner und Weber Veränderungen der Empfindungen nicht linear, sondern logarithmisch wahrgenommen werden. Dies bedeutet aber, dass sich auch die Lebenszufriedenheitskurven, wenn sie sich dem Wert 10 nähern, abflachen. Ferner sollte man zwischen emotionalem und kognitivem Wohlbefinden unterscheiden und sich letztlich in philosophische Gefilde begeben, indem man dem hedonistischen Glück das eudämonische gegenüberstellt. Letzteres orientiert sich an objektiven Maßstäben eines tugendhaften Lebens im aristotelischen Sinne.²

Die Relevanz des Easterlin-Paradoxons

Im Lichte aller dieser Überlegungen analysieren die Autoren nun das Easterlin-Paradoxon, wobei sich eine Reihe interessanter Befunde ergeben. Zunächst erwies sich dessen statistische Basis, das „World Value Service“ als unzulänglich, weil verzerrt. Mit den Daten des „Gallup World Poll“ ergibt sich für 2011 ein recht deutlicher positiver Zusammenhang zwischen Einkommen und Lebenszufriedenheit, wenngleich ab 15.000 Dollar Jahreseinkommen schwächer ausgeprägt. Das kann in Anbetracht des Fechner-Weber-Ge-

setzes nicht überraschen. Schließlich fordert auch jede Gewerkschaft Lohnsteigerungen in Prozent. Aber darüber hinaus muss noch die fundamentale Frage geklärt werden, ob die Skala der Befragten über Zeit und Ort vergleichbar ist. Die Menschen gewöhnen sich nämlich an die jeweiligen Gegebenheiten und gehen in ihrem Urteil von diesen aus. Aus diesem Grund kann man eine langfristige Steigerung auf der Skala nicht erwarten.

Was schließlich der Diskussion über das BIP als Maßstab des Wohlbefindens anbelangt, weisen die Autoren darauf hin, dass dieses schließlich nicht nur individuelle Einkommen steigen lässt, sondern auch jenes der öffentlichen Hand, welches dieser die Möglichkeit eröffnet, jene vielfältigen Einrichtungen zu schaffen, welche gleichfalls das Wohlbefinden der Bürger steigern.

Die anthropologischen Bedingungen

Letztlich wenden sich die Autoren noch dem Argument zu, der Kapitalismus deformiere die Psyche des Menschen dadurch, dass er ihn dazu verleite, nicht nur sein Einkommen permanent zu steigern, sondern auch durch rücksichtslose Konkurrenz seine Position gegenüber anderen zu verbessern. Diese Orientierung nach einem Bezugspunkt, finden die Autoren, sei nämlich gleichfalls genetisch bedingt:

„Menschen streben nicht nach höheren Positionen, weil sie sich nicht über andere Menschen erheben wollen und weil sie nur aus relativer Stärke Bestätigung und Glück ziehen können, sondern weil die Orientierung an ‚den anderen‘ eine rationale Strategie ist, mit der man die besten Entscheidungen für sich selbst treffen kann. Die Referenzpunkte dienen lediglich der Orientierung, um den besten Weg zum eigenen Glück zu finden“ (S. 149).

Damit ist natürlich nicht gesagt, dass nicht manche Menschen tatsächlich versuchen, sich über andere Menschen zu erheben, aber dass die Mehrheit ihr Glück relativ zu ihrem Potenzial misst, also durch einen Vergleich mit dem Referenzpunkt. Dieser kann sich im Zeitablauf verschieben und damit auch die Skala ändern – womit sich das Easterlin-Paradoxon auflöst.

Des Weiteren erklärt sich daraus aber auch die Nützlichkeit des Wettbewerbes. Dieser wird von unserer Gesellschaft im Sport vehement begrüßt, sollte aber im Sozialen schaden? Er tut das schon deshalb nicht, weil dadurch ein gewisses soziales Auswahlverfahren sichergestellt ist; nicht zu reden davon, dass er Energien freisetzt, die Kreativität fördert und nicht zuletzt die Macht begrenzt. Das heißt aber, dass der Wettbewerb nicht nur relative Positionen verändert, sondern dass als externer Effekt auch das jeweilige Gesamtniveau gesteigert wird. Er repräsentiert offensichtlich einen starken Antrieb der Industriellen Revolution.

Abgeschlossen wird das Buch durch einen – gleichfalls luzid geschriebenen – Anhang, der es unternimmt, die Glücksforschung in die Entwicklung der ökonomischen Theorie einzuarbeiten. Eine kleine Bemerkung am Rande: Man wählt nicht zwischen zwei Alternativen, sondern zwischen zwei Möglichkeiten einer Alternative.

Die Autoren haben mit ihrer Arbeit eine außerordentlich fundierte sowie umfassende Information über Charakter wie Probleme der Glücksforschung vorgelegt. Es versteht sich von selbst, dass sie damit auch alle in jüngerer Zeit entstandenen Fragen dieses Be-

reiches diskutiert und versucht haben, die Probleme zu klären und plausible Antworten zu finden. Das Buch ist klar, flüssig und zuweilen auch humorvoll geschrieben. Es ist jedem Interessierten wärmstens zu empfehlen.

Felix Butschek

Anmerkungen

- ¹ Siehe auch: Tichy, Gunther, Zentrale Ergebnisse der Forschung über Lebenszufriedenheit, in: *Wirtschaft und Gesellschaft* 37/3 (2011).
- ² Siehe etwa Skidelsky, Robert; Skidelsky, Edward, *How Much is Enough? Money and the Good Life* (New York 2012).